

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 38 (1996)

Nachruf: Totentafel

Autor: Virchow, Christian / Metz, Peter / Bundi, Martin

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Totentafel

Helga Ferdmann

3. Januar 1908 – 4. Oktober 1994

Am 4. Oktober 1994 verstarb in Davos hochbetagt, in ihrem 87. Altersjahr, Helga Ferdmann, Witwe des Davoser Ehrenbürgers Jules Ferdmann (1889–1962), der 1925 die DAVOSER REVUE als Zeitschrift für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Sport begründet, unzählige Artikel und zwei grundlegende Bücher zur Heimatkunde und Geschichte von Davos geschrieben hat. Die Verstorbene hat das Werk ihres Mannes weitergeführt und bewahrte bis zu ihrem Tode ihrer neuen Heimat eine nie zu erschütternde Anhänglichkeit. In Davos ist sie zu einer Institution der Regsamkeit, der Menschenliebe und der journalistischen Redlichkeit geworden, galt als das kulturelle Gewissen des Ortes und wurde allseits geliebt und verehrt. Sie litt zuletzt an einer Herzschwäche, die durch Medikamente und schonende Lebensweise kaum noch zu bessern war. Schliesslich ist der geschwächte Organismus einer nicht zu beherrschenden Infektion erlegen.

Geboren wurde Helga Ferdmann, geb. Schmiederer am 3. Januar 1908 im Stadtteil St. Johann in Saarbrücken. Früh verlor sie ihren Vater. Aufgewachsen ist sie zwischen Schreibmaschinen, Schülerinnen und Schülern, die von der Mutter in Schönschrift, Stenographie und Maschinenschreiben unterrichtet wurden. Vor Schulbeginn lernte sie lesen und schreiben und bald auf einer Maschine zu tippen. Ihr Wunsch, Medizin zu studieren, erfüllte sich nicht. Mit 17 Jah-

ren wurde sie aus der Schule genommen, um der kranken Mutter im Haushalt zu helfen. Als sie gerade 20 Jahre alt war, starb die Mutter an Tuberkulose. Sie war verwäist und mittellos. Entfernte Verwandte nahmen sie vorübergehend auf, doch endete der Neubeginn mit einem Fiasko. Sie wurde körperlich und seelisch bedrohlich krank und nahm in ihrer Not die Einladung einer entfernt älteren Cousine an, einer Krankenschwester, die in Davos von ihrer Tuberkulose geheilt worden war und sich in dem Kurort eine Existenz als Leiterin einer Kurpension aufgebaut hatte.

So kam Helga Schmiederer im November 1931 nach Davos, fand hier eine zwar arbeitsreiche, aber harmonische Sphäre und war unter vielen anregenden Menschen, was ihr zusagte. Sie begann ein neues Leben und fühlte sich gerettet. Ihre erste Begeisterung für den in Winterpracht prangenden Ort vergass sie nicht. Lernbegierig stürzte sie sich auf fremde Sprachen, übte sich in französischer und englischer Konversation und lernte russisch. Die Zeiten waren hart. Man hörte, wie sie schrieb, «in Davos nur die Zinsen wachsen». Aber die Armut schweißte zusammen. Kleinste Vergnügen, die sie sich erlaubte, wurden zu «euphorischen Erlebnissen». Nicht lange, und es erschien ein neuer Gast am Mittagstisch der Kurpension. Man erzählte, er sei Russe, habe unlängst seine Frau an der Geburt des einzigen Kindes verloren: Jules Ferdmann. Im März



1889 in Samara an der Wolga geboren, war er fast 19 Jahre älter als sie, krank und hatte kein Geld, aber er war ungemein gebildet und fleissig und wusste seine Ziele zu verfolgen. Ende Juni 1933 hat sie ihn geheiratet.

Leicht hat sie es in dieser Ehe nicht gehabt. Denn bei aller Begabung, Arbeitsfreude und Tatendurst war und blieb Jules Ferdmann ein Leidender und stand ständig an der Grenze seiner körperlichen Leistungsfähigkeit. Kleinste Anstrengungen belasteten ihn – sicht- und hörbar – auf beängstigende Weise. Sie schrieb, es sei «Liebe auf den ersten Blick» gewesen, als sie ihn traf. Aber in dieser Liebe war sicher Respekt, vor allem aber ihre Neigung zum Helfen, war ihr Mitleid verborgen. So lange er lebte, hat sie ihn umsorgt, war sie seine «Samari-

terin» (sie überlebte ihn um 32 Jahre). Wenn er trotz seiner Beschwerisse 73 Jahre alt wurde, war das ihrer Fürsorge zu verdanken. Er selbst war ein Überlebender der Tuberkulosezeit. Schwere Vernarbungen, unumgängliche Operationen hatten ihm grosse Anteile seiner Atemfläche geraubt. Keine Krankenkasse war bereit, einen so vorgesägtenen Kranken aufzunehmen. Alle ärztliche Behandlung, auch die Krankenhausaufenthalte und die Operationskosten, musste die kleine Familie selbst tragen. «Geld war bei den Ferdmanns immer Mangelware», konnte sie sagen. 1934 erwarb das Ehepaar das Bürgerrecht der Gemeinde Wiesen. Von Anfang an musste sie mitverdienen, arbeitete zunächst in verschiedenen Büros, dann als «fliegende Sekretärin» in Davoser Hotels. Als die geliebte Cousine erkrankte und starb, übernahm sie für einige Jahre die Leitung der Kurpension in der Villa Pravenda, bis sie, von ihren vielen Pflichten erdrückt, «mit ihren Nerven am Ende» war.

Dann erst begann ihr mehr öffentliches Wirken, das sie mit vielen Menschen zusammenbrachte. Sie wurde im Davoser Kurverein mit Direktor Fritz Dürst tätig, dem sie über seinen Tod hinaus ein dankbares Andenken bewahrte. Sie war glücklich über das freudige Tun in einem echten Team. Für die Buchdruckerei Davos erledigte sie Korrekturen und begann, die Frauenseite der Davoser Zeitung zu gestalten. Fruchtbare Jahre an der Seite ihres Mannes, der im Jahre 1957 das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde erhielt, folgten. Jules Ferdinand, dem saubere journalistische Arbeit am Herzen lag, war ihr, wie sie oft erzählte, «ein sterner Kritiker». Am 12. März 1962 ist er gestorben. Mehr als 36 Jahre waren vergangen, dass er die Davoser Revue, sein Lebenswerk, begründet hatte. Die Zeitschrift war zu einem Aushängeschild für Davos

geworden. Zwar war die Auflage nicht gross, doch hingen die einheimischen und die fremden Abonnenten an diesem Zeugnis des faszinierenden Ortes. Viele bangten um den Weiterbestand dieser einzigartigen, im Laufe der Jahrzehnte immer stärker heimatkundlich ausgerichteten Zeitschrift. Kein anderer Kurort der Schweiz darf sich eines derartigen Publikationsorgans rühmen. Helga Ferdinand führte die Zeitschrift ihres Mannes, «seine» Davoser Revue, 17 Jahre lang weiter, besorgte den Inhalt, die Korrekturen, die Inserate, das Adressenschreiben, den Versand und was sonst alles dazugehörte. Glücklicherweise fand sie manche Hilfe, aber die Hauptlast und die Verantwortung lagen bei ihr. Aber jetzt war sie in ihrem Element. Sie wirkte neben all ihren Pflichten in allen möglichen Vereinen, präsidierte Jahre hindurch den Samariterverein, erledigte Schreibarbeiten für die Evangelische Kirchgemeinde und gab Deutschunterricht im Kaufmännischen Verein. Jahrzehntelang hat sie das Davoser Heimatmuseum, an dem sie hing, mitbetreut. Dieses Museum geht zwar auf eine Idee des Lehrers Martin Schmid zurück; der eigentliche Initiator, der dem Museum die kulturhistorische Ausrichtung verlieh, war in den 30er Jahren Jules Ferdinand. Mitgestaltet hat sie das Gästeprogramm des Kurvereins, hat viele Besucher durch das erste KIRCHNER-Museum in Davos geführt, hat unerschöpflich Auskünfte über Davos erteilt, hunderte von Artikeln geschrieben und Korrekturarbeiten in Chur und in Zürich erledigt. Bei Führungen, die ihr anvertraut waren, erlebte man sie in all ihren Talenten. Da stellte sie sich jeweils auf ihr Publikum ein; nichts war langweilige Routine; sie sprühte vor Witz und vermittelte bei allem Amusement kunst- und kulturhistorisches Wissen. Während des Spengler-Cups hat sie viele Jahre lang die russischen Mannschaften mitbetreut. Als im Jahre

1972 die Genossenschaft Davoser Revue gegründet wurde, konnte sie teilweise von der Verantwortung und von dem Versand der Zeitschrift befreit werden. Die Redaktion der Zeitschrift hat sie schliesslich am 1. Juni 1979 an Dr. Kaspar Jörger übergeben können, blieb aber für diesen und dessen Nachfolger Dr. Christian Schmid, eine kompetente und hilfsbereite Ratgeberin.

In ihren letzten beiden Lebensjahren war ihr zunehmend verweht, mit Menschen zusammen fröhlich zu sein. In Davos fühlte sie sich glücklich. Sich auf ihre alten Tage von dem geliebten Ort zu trennen, wäre ihr nie eingefallen. Sie hätte sich strikt geweigert. Kaum betrat sie die Strasse, traf sie den oder jenen, mit dem sie sich unterhalten konnte. Und wenn ihr Gedächtnis auch nachliess, blieb es vergnüglich, sich mit ihr zu unterhalten. Geschrieben hat sie, so lange sie konnte, auf die ihre eigne, eindrückliche Art: Artikel und Briefe. Sie repräsentierte das alte, das von der Tuberkulose beherrschte, das für viele zum Schicksal gewordene Davos; das Davos der Kranken, die in Freud' und Leid zusammenhielten, die ihrem Leben bei allem Leiden Sinn gegeben hatten. Als sie sich trotz zunehmender Schwäche damit abmühte, ihren vielen Pflichten weiterhin nachzukommen, begründete sie das mit den Worten: «Das haben die Tuberkulosepatienten, die mein Leben geprägt haben, auch getan.» Bei ihrem Verständnis für alles Menschliche, für all unsere kleinen Absonderlichkeiten und Eitelkeiten, bei ihrem Talent, Sprechweisen zu imitieren und Dialekte nachzuahmen, konnte sie im persönlichen Gespräch unglaublich witzig und amüsant sein. Kaum eine deutsche Mundart, die sie nicht beherrschte. Den Walser Dialekt hatte sie sich bis in etymologische Feinheiten hinein angeeignet. Ihr Humor schloss die eigenen kleinen Schwächen mit ein. Sie war nie selbstgefällig. Wo

sie stand und plauderte, hörte man fröhliches und befreientes Lachen. Verschweigen wir nicht, dass sie selbstgerechte und humorlose Leute nicht liebte.

Die Schreibmaschine beherrschte sie wie den Federhalter. Der Zuschauer hatte den Eindruck, als plaudere sie in die Maschine und entlocke ihr freundliche Gedanken, Verse, den richtigen Ton, ja geradezu Melodien. Wenn sie schrieb, blieb sie humorvoll, vergass aber völlig die kleine spöttische Neigung, die dem Gespräch eigen sein konnte. Dann war sie darauf bedacht, den Menschen gerecht zu werden, die erfreulichen Seiten hervorzukehren, zu loben. Ihre vielen Artikel, die Hunderte von Berichten, Schilderungen, Betrachtungen, die unzähligen Ehrungen, Glückwünsche und Nachrufe, die sie geschrieben hat, widerspiegeln ihre nie geschwundene Fähigkeit und ihr Bemühen, den anderen zu verstehen, Anteil zu nehmen, zu staunen und zu bewundern. Sie suchte nicht nach dem Skandalösen, bauschte nicht auf und war nie hämisch. Immer war eine Formulierung zu finden, die aufhorchen liess, die sich einprägte oder rührte. Ihre Begabung lag nicht in der theoretischen, sachlich-trockenen Betrachtung; ihr ging es in erster Linie um den Menschen, und man wird ihr nicht gerecht, wenn man nicht auf ihre Fähigkeit eingeht, anderen auch im Alltag Freude zu bereiten.

Vielen war sie eine einfühlsame Freundin, die zur rechten Zeit ein tröstendes oder ermunterndes Wort wusste. Und sprach sie's nicht gleich aus, dann fand man in der Morgenpost einige Zeilen von ihr oder Verse oder ein mit der Maschine beschriebenes Seidenband, das ein Gedicht, einen Sinnspruch, einen Aphorismus enthielt. Bei aller Lebensklugheit und Skepsis hatte sie sich eine Kinderseele bewahrt, sprach von der «coordinierten Unordnung», die bei ihr herrsche, besass eine kleine Ecke, in der sie bunte, miniaturisierte, zum Versenden gedachte Figuren und Bildchen verwahrte, und sagte ehrlich und selbstironisch: «Ich liebe Kitsch.» Sie war eine einzigartige Frau. Niemand kann sie ersetzen.

In ihrem langen Leben hat sie viel Anerkennung erfahren dürfen. Die Landschaft Davos hat sie vielfach für ihre langjährige Tätigkeit für das kulturelle Davos und für ihre grossen Verdienste um die Davoser Revue geehrt. Im August 1991 ist ihr der Kulturpreis der Landschaft Davos verliehen worden. Etwa zur gleichen Zeit hat sie den Preis der Landolt-Stiftung erhalten. Sie war Ehrenmitglied des Davoser Samariterverein, des Kur- und Verkehrsvereins Davos und der Genossenschaft Davoser Revue, die diese «Zeitschrift für Freunde von Davos» (nunmehr im 70. Jahrgang) weiterzuführen gedenkt. Das steht ausser Frage. Für ihren grossen

Kreis von Bekannten, von Freundinnen und Freunden wird diese Aufgabe ein Vermächtnis sein. Am 10. Oktober 1994 wurde Helga Ferdmann unter grosser Anteilnahme zu Grabe getragen. Soweit sie es noch vermochte, hat sie ihre letzte Habe geordnet und vieles vermachts. Etliche kultur- und heimatkundliche Dokumente hat sie dem Direktor des Kur- und Verkehrsvereins zugedacht. Für den Pfarrherrn, der den Trauergottesdienst leitete, hatte sie einige Notizen, stichwortartige Aufzeichnungen, hinterlegt; am Ende schrieb sie:

«Das nun möchte ich abschliessend, sehr geehrter, lieber Herr Pfarrer, wörtlich sagen: Ich habe für viel Freundschaft, Wohlwollen und hilfreiche Liebe zu danken. ... Ich habe das Lied von Davos in hunderten von Artikeln gesungen. Liebe Davoser, seid nun Ihr so lieb und singt mir zum Abschied das Lied, das ich als Kind so gern hatte: «So nimm denn meine Hände und führe mich...» Und habt nochmals Dank dafür, dass ich in Davos Heimat gefunden habe.»

Soll am Ende dieses Nachrufs ihr Dank stehen? Das geht nicht an. Der Verfasser dieser Zeilen wagt es, für den Ort zu sprechen: Davos und ihre vielen Verehrerinnen und Verehrer sagen der Verstorbenen für all' ihre Liebe, Güte und Freundlichkeit von Herzen Dank. Ihrer wird oft gedacht werden.

Christian Virchow

James Schwarzenbach

1911-1994

Das geistige und vorab das politische Leben und Denken des am 27. Oktober 1994 in St. Moritz verstorbenen James Schwarzenbach nachzuzeichnen, ist schwierig. Denn er war ein widersprüchlicher, in sich gespaltener Mensch, ein elitärer Einzelgänger seltener Art,

obwohl er in den siebziger Jahren populär war wie kaum ein zweiter im Land. Seit dem Ende der sechziger Jahre stand er im Mittelpunkt aller Kräfte, die sich gegen den damals bedrohlich angestiegenen Fremdarbeiterbestand zur Wehr setzten und sich dabei nicht scheu-

ten, eine Volksinitiative auf Herabsetzung dieses Fremdarbeiterbestandes auf 10% der schweizerischen Bevölkerung durch alle politischen Widerwärtigkeiten, Widerstände und Verunglimpfungen hindurch bis zum bitteren Ende zu verfechten. Als «Fremdenhasser» ist

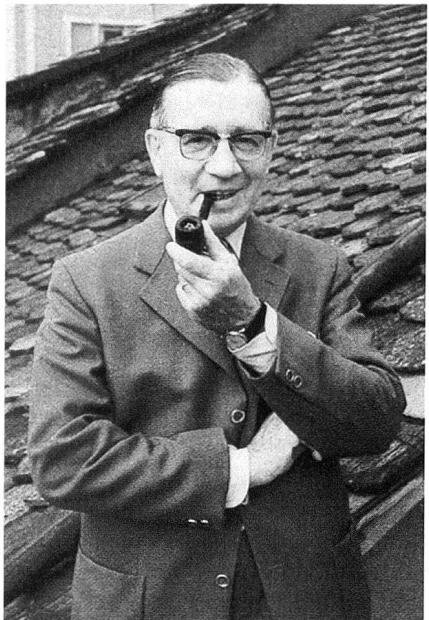
Schwarzenbach damals in der weiten Öffentlichkeit tituliert worden, und mit der Bezeichnung «Fremdenfeind» hat u.a. auch ein hiesiges Blatt anlässlich seines Heimganges von ihm Abschied genommen.

Nichts jedoch ist verfehlter als diese Apostrophierung. Denn der Verstorbene war ein geistvoller Humanist, dem nichts ferner lag, als Menschen anderen Wesens, anderer Gesinnung oder anderen Glaubens, selbst anderer Nationalität, zu missachten. Er war ein introvertierter Moralist, der eigentlich für die Studierstube bestimmt war und dem nichts so sehr behagte, als sich in seiner stillen Klause am Zürcher Rennweg, die einen grossen Bestand an Büchern des Wissens und der schönen Literatur aufwies, mit Genuss seine Pfeife schmauchend, den Freuden des Daseins hinzugeben. Das Gewissen allein machte ihn zum Kämpfer, und zwar zu keinem rabiaten, verkrampften Streiter, sondern gewissmassen zu einem heiligen Georg, der sich dazu berufen fühlte, einen Kampf gegen die Drachen seiner Zeit, gegen einen rücksichtslosen Materialismus und Mammonismus, der seiner Ansicht nach die Schweiz in ihren Grundlagen bedrohte und der sich gestützt auf Heere von Fremdarbeitern in einer schier unbegrenzten Ausweitung der Industrie äusserte, zu führen. In seinen Augen bedrohte diese galoppiende wirtschaftliche Entwicklung der Industrie die Kultur des Landes. Damals hatte die Zahl der ganzjährig im Land wirkenden Fremdarbeiter die Limite von 500 000, die selbst von den Bundesbehörden als die äusserste Grenze für die Aufnahme ausländischer Arbeitskräfte bezeichnet wurde, bei weitem überschritten. Viele Industriebetriebe verfügten schon 1968 über einen Fremdarbeiterbestand von 30, 40 und mehr Prozent. Im grossen Brown Boveri-Betrieb betrug er bei über 16 000 Arbeitern rund 52%. Bis anhin hatten sich alle behördlichen Zusicherungen auf

Begrenzung und Abbau dieser Zahlen als völlig wirkungslos erwiesen. Was wundert's, dass sich viele Schweizer, vielfach unmittelbar betroffen von dieser Entwicklung durch Stellenlosigkeit oder Wohnungskündigung, in Sorgen und Ängsten ob dieses Zustandes der Schweiz ergingen. Zu ihrem Sprachrohr machte sich James Schwarzenbach.

Ich selbst habe damals den Verstorbenen persönlich kennen gelernt, wenn auch nicht als aktiven Mitkämpfer gegen die Überfremdung, wozu ich mich nicht berufen fühlte. Aber lebenslang war ich seinem Vorgänger, dem grossen Zeitungsschreiber Johann Baptist Rusch, einem der bedeutendsten Köpfe der schweizerischen politischen Publizistik, zugetan, diesem urwüchsigen Appenzeller, der als einsamer Könner seiner Wochenzeitung, die «Schweizerischen republikanischen Blätter», zu einer Quelle echten Schweizertums zu gestalten wusste und der ebenfalls längst den Mahnfinger gegen den gefahrvollen Zustand des Schweizerhauses aufgestreckt hatte. Schwarzenbach seinerseits schien damals in den Fussstapfen Ruschs zu wandeln, denn er gab nach dessen Ableben ein Blatt ähnlichen Stils, den «Republikaner», heraus, in dem sich immer wieder seine wertvollen Betrachtungen zum Tagesgeschehen fanden. Diesen Mann wollte ich persönlich kennenlernen.

Als wir uns begegneten, fand ich in ihm einen etwas scheuen, aber belesenen und kultivierten Gelehrten. Seinen merkwürdigen Vornamen führte er auf seinen Vater zurück, der in England erzogen und geschult worden sei und der ihm selbst den nämlichen Geist englischer Disziplin und Härte eingimpft habe. Sofort eröffnete er mir auch, er sei heute Katholik, er habe anno 1933, also mit 22 Jahren, zur katholischen Kirche konvertiert. Auf meinen lachenden Vorhalt, dieser sein Konfessionswechsel stehe



gewiss nicht in Übereinstimmung mit dem heutigen Geist der römischen Kirchenhierarchie, gab er mir, ebenfalls lachend, zur Antwort, das sei durchaus richtig, er würde heute nicht mehr zur katholischen Kirche übertreten. Erst viel später jedoch konnte ich den wahren Grund seiner Unzufriedenheit mit Rom erkennen: Die päpstliche Hierarchie stand ihm seit dem II. Konzil viel zu links und widerstrebe damit dem ihr von Christus erteilten Auftrag. Vor allem ersah Schwarzenbach diesen Verrat in der Preisgabe der lateinischen Messe. Er gab sich hierin wahrhaftig päpstlicher als der Papst.

Diese strenge, orthodoxe Haltung ist bei Konvertierten nicht selten anzutreffen, und sie lässt auch den Verstorbenen als streng gläubigen Christen verstehen, der in der katholischen Kirche einen Haltepunkt, einen Hort gegen die Gefahren einer Vernichtung der christlichen Welt und namentlich der europäischen Kultur ersah. Die teuflischste Gefahr für die bedrohte Menschheit erblickte Schwarzenbach im Kommunismus. Er war ein glühender Antikommunist, und seine katholische Kirche schien ihm als einzige Gewähr dafür zu bieten, dass dieser Weltgefahr gestützt auf

sie mit Erfolg begegnet werden könne. Das machte ihn zum Katholiken, ganz ähnlich wie nach den schrecklichen Wirren der französischen Revolution der grosse Berner Gelehrte Karl Ludwig v. Haller oder der Churer Historiker Theodor v. Moor sich in die Arme der katholischen Kirche flüchteten, hoffend, dass diese ein Abgleiten der Welt in ein politisches Chaos zu verhindern vermöge, dafür aber der Menschheit und dem Einzelnen Sicherheit und Geborgenheit verheisse.

Eine gewisse politische Blindheit mag bei dieser Haltung Schwarzenbachs mit im Spiel gewesen sein, verkannte er doch, wie sehr gerade hohe und höchste Exponenten des Papsttums damals den aufkommenden Diktatoren, insbesondere dem gefährlichen Mussolini, hofierten. Immerhin hielt diese Blindheit mit Schwarzenbach nicht vor, als er seit 1939 die schweren Gefahren erkennen musste, welche vom nördlichen Diktator seiner Heimat winkten. Schwarzenbach war zu sehr Schweizer, Eidgenosse, um seine Heimat den Gelüsten eines im nahen Deutschland herrschenden Tyrannen preis zu geben. Als in den späteren Jahren einmal ein Nationalratskollege in Verlaufe heftiger Debatten es wagte, den Verstorbenen als einstigen Nazifreund zu brandmarken, musste er sich dafür entschuldigen, denn nichts lag vor, um dem Verleumdeten auch eine nur fragwürdige Haltung gegenüber dem Nazideutschland vorzuwerfen.

Als besorgter Schweizer und Patriot, wenn auch nicht ausgestattet mit dem letzten Richtmass, schlug sich Schwarzenbach zum massgebenden Kämpfer gegen die Überfremdung auf. Er hatte dabei weitgehend recht. So, wenn er es als unverantwortlichen Unsinn bezeichnete, hunderttausende fremder Arbeitskräfte dem schweizerischen Arbeitsmarkt zuzuführen, anstatt die Industrie zu einer längst notwendigen Rationalisierung ihrer Produktionsanlagen

anzuhalten. Als volkswirtschaftlich unverantwortlich bezeichnete er weiter den Umstand, dass jeder Fremdarbeiter die Infrastruktur des Landes mit durchschnittlich 100 000 im Jahr belaste, während seine Arbeit der Industrie einen Nutzen von lediglich 15 000 Franken erzeuge (Bundesrat Schaffner). Tatsächlich hat die Schweiz für ihr ausländisches Arbeitsheer Milliarden von Franken aufgewendet. Nicht verwunderlich deshalb, dass Schwarzenbach in diesem falschen Spiel der volkswirtschaftlichen Kräfte einen unhaltbaren Zustand erblickte und hiegegen Front machte, und zwar umso mehr, als diese gewaltige Förderung und amtliche Tolerierung des Fremdarbeiterzustroms den einheimischen Arbeitskräften schwere Belastungen erbrachte. Zur Hauptsache jedoch erkannte Schwarzenbach den bestehenden Zustand als nationale Gefahr für das Land. Denn die Schweiz als kleine Nation ist in ihrer Existenz nur gesichert, wenn sie sich selbst treu bleibt, wenn sie ihr Bewusstsein der naturbestimmten Enge ihres Landes nicht verliert, wenn sie sich ihre Identität bewahrt, denn allein die Treue zu ihrem Herkommen vermag die Schweiz gegen alle Zukunftsgefahren abzusichern. Nicht eine Schweiz der Vielverdienerei, des marktschreierischen Luxus darf unser Ziel sein, sondern ein Land des richtigen Masses und der Selbstbeschränkung. Indem sich Schwarzenbach zu diesen Grundlagen bekannte, stellte er sich in die Reihe der bedeutenden Gestalten unseres Landes, selbst eines Leonhard Ragaz, der während des Ersten Weltkrieges die schon damals bestehende Überfremdung als schwere Gefahr für das Land geisselte.

Getreu dieser Einsichten nahm der Verstorbene den Kampf gegen die Überfremdung auf, einen einsamen Kampf gegen die Übermacht der Industrie und der Behörden und – schmählich – sogar der Gewerkschaften und der Sozialisti-

schen Partei. In unzähligen Debatten, Vorträgen, Zeitungsauftrufen stellte er sich seinen Gegnern und leistete als Einzelner ein schier übermenschliches Mass an Einsatz. Dass er, obwohl grosse Teile der Bevölkerung ihm Unterstützung und Gefolgschaft leisteten, mit seinen Initiativforderungen letzten Endes nicht Erfolg haben werde, musste ihm bewusst sein. Denn wenngleich sein Initiativtext klar und eingängig war (wonach der Ausländerbestand in den einzelnen Kantonen nicht mehr als 10% der schweizerischen Bevölkerung betragen dürfe), wies er Unebenheiten und zu schematische Forderungen auf. Hier konnten die Gegner einhaken und den gesunden Sinn der Initiative in sein Gegenteil verkehren. Nach einer selten bewegten Auseinandersetzung wurde das Begehr in der Abstimmung vom 7. Juni 1970 knapp verworfen, nämlich mit 654 588 Nein gegen 557 714 Ja. Sechs ganze und zwei halbe Stände hatten die Initiative immerhin angenommen: Uri, Schwyz, Obwalden, Nidwalden, Luzern, Freiburg, Solothurn und Bern.

Im Lichte der nachfolgenden Entwicklung wären selbst nach Auffassung damaliger Neinsager die Vorteile einer Guttheissung der Initiative grösser gewesen, als jene, die aus ihrer Verwerfung resultierten. Doch der Kampf war entschieden, was für Schwarzenbach freilich nur die Ermunterung zum weiteren politischen Ausharren bedeutete. Doch zwang ihn dies zu einem Frontenwechsel. Da er sich von der inzwischen extrem gewordenen Bewegung «Volk und Heimat» distanzieren musste, lebte unter seinem Zepter eine neue Bewegung auf, jene der «Republikaner», die es dank der enormen Popularität Schwarzenbachs gesamtschweizerisch auf sieben Nationalratsmandate brachte. Einen Dauereffekt erzielte diese Bewegung indessen nicht, sie war politisch zu wenig fundiert. Schwarzenbach, ein zu

allen Zeiten im Parlament angesehener Streiter, vereinsamte zusehends, bis er sich nach vielen neuen Kämpfen im Jahre 1978 zum Verzicht auf sein Nationalratsmandat entschloss. Sein späterer Beitritt zur Autopartei (1989) zeigte die Begrenztheit seiner Sicht.

Dann wurde es still um ihn. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er meist krank und isoliert in seinem Tusculum in St. Moritz, wo er sich seit Jahren zuhause fühlte. Er hat dieser seiner Wahlheimat schon 30 Jahre früher zwei literari-

sche Werke geschenkt, gut und klug geschriebene Schilderungen der beiden ersten Kurärzte Berry, denen es mitvergönnt war, St. Moritz zum Weltkurort sich entwickeln zu lassen. Beim einen handelt es sich um den Roman «Der Regimentsarzt», der die Zeitepoche von 1830 bis ca. 1870 behandelt, beim andern um den Nachfolgeband «Belle Epoque», der in der Zeit von 1865 bis zum Jahrhundertende spielt. Im Grunde stellten beide Arbeiten keine Romane dar, sondern weitgehend wahrheitsge-

treue Schilderungen der damaligen Verhältnisse, wenn auch in flüssigem, literarischem Stil verfasst der diese Romane weit über das Niveau blosser journalistischer Erzeugnisse hinaushebt. Diese literarische Hinterlassenschaft bildet denn auch den Anlass, des eigenwilligen Könners in unserem Jahrbuch zu gedenken, den das Schicksal vom schwerreichen Fabrikantensohn elitären Zuschnitts zum Volkstriibunen und wieder zurück in die Gelehrtenstube trieb.

Peter Metz

Johannes Hans (Jonny) Juon-Schöllkopf

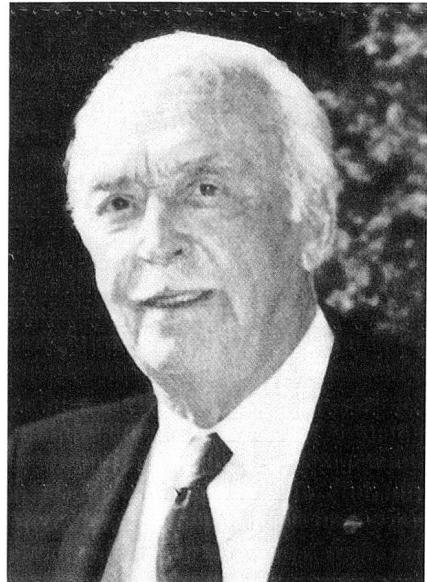
4. Juli 1912 - 19. Nov. 1994

Wer alt wird, hat sich damit abzufinden, in immer kürzeren Etappen von seinen Jugendfreunden Abschied nehmen zu müssen, weil ihre Lebensuhr abgelaufen ist; die Reihen der Zeitgenossen lichten sich zusehends. Jeder aber dieser Abschiede lässt in uns Erinnerungen wach werden, und selbst wenn sich die Lebensbahnen mit dem einen und anderen des Abberufenen nicht ständig kreuzen, so vermisst man sie doch, als seien sie ein Stück von uns selbst gewesen.

Das gilt nicht zuletzt von Johann Hans (genannt Jonny) Juon, über dem sich am 23. November 1994 die Erde schloss. Der Verstorbene war in Chur eine markante Erscheinung. Fast jedermann kannte ihn, und viele betrachteten ihn gewissmassen als Original. Seine stets elegante, schicke Erscheinung («Wia us am Trückli», pflegten die Churer sein Auftreten zu nennen) und seine muntere Art, in der er sich gab, durfte indessen nicht darüber hinwegtäuschen, dass ein sehr ernster, heller Kopf hinter allen Äusserlichkeiten, die ihm anhafteten, steckte. Tatsächlich war der Verstorbene in allen Bereichen, in denen er wirkte, ungemein tüchtig. Ohne sich unnötig vorzudrängen, vielmehr aus natürlicher Begabung,

war er eine echte Führernatur, die zur Geltung gelangte, so oft Jonny eine Aufgabe zu bewältigen hatte. Ich bin ihm über Jahrzehnte hinweg beruflich, privat und politisch begegnet und habe immer wieder gestaunt, wie sehr der Verstorbene es verstand, sich auf der Bühne des Geschehens zu bewegen. Vor allem stand ich hin und wieder an seiner Seite, wenn er als kreisamtlich bestellter Sachwalter in einem Konkurs- oder Nachlassverfahren zu wirken hatte. Die sich in diesen oft heiklen Geschäften aufdrängenden Fragen vermochte er jeweilen mit einer stupenden Sachkenntnis und meisterlichen Überlegenheit zu bewältigen. Elegant und gekonnt schmiss er die Dinge und brachte Lösungen zustande, die Freunde und Feind überzeugten.

Auch als Politiker stellte er seinen Mann. Während einiger Jahre gehörte er dem Grossen Rat an und wusste auch dort, sich auf dem vorderen Teil der Bühne zu bewegen. Vor allem in Steuerfragen hörte man auf ihn. So verpflichtete er als Motionär die Regierung, dem heiklen Problem der Ertragsbesteuerung bei den grossen Vertriebsfirmen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Graubünden wie Pilze aus dem Boden schossen, ihre Aufmerk-



samkeit zu schenken. Er bezeichnete es als Zumutung, dass diese mächtigen Firmen wie Migros, Konsum usw. ihre aus den hiesigen Betriebsstätten erzielten Gewinne nicht am Ort, sondern an ihren Hauptsitzen im Unterland versteuern sollten, wodurch unserem kantonalen Fiskus alljährlich Millionen von Steuern entgehen. Leider verbot die im Doppelbesteuerungsweisen entwickelte bundesgerichtliche Rechtssprechung, den Anschaungen Juons Rechnung zu tragen.

Der Verstorbene hat auch sein eigenes Geschäft, das Treuhand, Inkasso, Reiseagentur, Hotellerie usw. umfasste, solide gestaltet. Was er initiativ und überlegt anpackte, das glückte ihm. Er war in diesem Sinne ein Glückspilz. Einzig dass ihm seine Gesundheit schon in frühen Jahren zu schaffen machte

und ihn zu jährlichen Kuren zwang. Diesen Gebrechen ist Jonny Juon denn auch erlegen, nachdem sie seine letzten Erdentage überaus beschwerlich gemacht hatten. Ein gutes Andenken ist dem lieben Verstorbenen gewiss.

Peter Metz

Cristian Caduff-Vonmoos,

1916–1995

Am 8. März 1995 verstarb in seinem Heim in Castrisch nach langerem Leiden Cristian Caduff-Vonmoos, fünf Tage nach seinem 79. Altersjahr. Damit nahm die Laufbahn eines Mitmenschen ein Ende, der mit all seinen Fasern der kulturellen Vielfalt und den landschaftlichen Reizen unseres Bergkantons Graubünden verbunden war. Für die in diesem Raum liegenden Werte, insbesondere zur Verteidigung seiner bedrohten Muttersprache, setzte er sich lebenslang ein und beanspruchte in diesem Einsatz seine Kräfte bis aufs Äußerste.

Cristian Caduff wurde am 3. März 1916 in Castrisch geboren, wo er im Schosse seiner Eltern Jacob und Simonetta geb. Castelberg und seiner vier jüngeren Geschwister eine glückliche Jugend erlebte. Er wuchs in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes der Rhätischen Bahn auf, was zweifellos die spätere Wahl seines Berufes wesentlich mitbestimmte. Nach dem Besuch der Primarschule in Castrisch und der Sekundarschule in Ilanz absolvierte er die Handelsabteilung der Kantonsschule in Chur und schloss dieses Studium mit dem Handelsdiplom ab. In Chur hatte der damalige Romanischprofessor Dr. Ramun Vieli den jungen Studenten für das Romanische zu begeistern verstanden. Sprachinteressiert, wie Cristian Caduff war, zog er zunächst noch nach England, um sich in einer Sprachschule das Englische anzu-



eignen.

Derart gut gerüstet trat er 1937 in den Dienst der Rhätischen Bahn, zuerst als Kondukteur, später als Zugführer. Seine Dienstorte waren Chur, Samedan, Disentis/Mustér und dann wieder Chur. Er liebte seinen Beruf sehr, denn dieser erlaubte ihm, Kontakte mit Land und Leuten des vielgestaltigen Kantons zu knüpfen. Dank seinem offenen und mitteilsamen Wesen fand er Zugang zu jedermann, und sein gutes Gedächtnis für Anekdotisches liess die Gespräche mit ihm zur anregenden und interessanten Unterhaltung werden. In seinem Beruf als Zugführer verstand es Cristian Caduff gut, die an den Stationsendpunkten anfallenden Pausen sinnvoll auszunützen, indem er sich

dabei kontinuierlich weiterbildete und seine Beobachtungen im Gelände und in Verkehr mit interessanten Leuten in persönlichen Notizen festhielt. Seine Freizeit verbrachte er in den vierziger Jahren vor allem als begeisterter Alpinist. Auf den Bergtouren fand er nicht allein Erholung von der beruflichen Anspannung, sondern konnte er auch seine Neugierde befriedigen hinsichtlich der Kenntnisse der Geländeformationen, der Flurnamen von Bergen, Alpen und Flüssen, der Sitten und Bräuche der Gebirgsbewohner. Für die Ideale des Naturschutzes setzte er sich im Schosse des SAC, insbesondere der Sektion Piz Terri, ein. So wurde er einer der besten Kenner der Heimatkunde unseres Kantons, den er auf unzähligen Touren im gesamten Wechsel der Jahreszeiten aufs genaueste erkundete und lieben lernte.

In der zweiten Phase der 40-er Jahre und in den 50-er Jahren widmete sich Cristian Caduff sehr intensiv der Förderung und Erhaltung der romanischen Sprache. Im Herbst 1946 hat er zusammen mit anderen Interessierten die Gründung der Cuminanza Radio Rumantsch initiiert (CRR). Er war überzeugt, dass romanische Radiosendungen ein gutes Mittel zur gegenseitigen Verständigung unter den Romanen darstellten, arbeitete aktiv an Radiosendungen mit, war von 1953–1967 Mitglied der Programmkommission der CRR, davon elf Jahre Präsident. Von 1968 bis 1980 gehörte er dem Ausschuss der Programmabteilung an. – Von 1947 bis 1974 übte Cristian Caduff zudem das Amt eines Redaktors der romanischen Wochenzeitung «La Casa Paterna» aus. Diese Tätigkeit absorbierte seine Kräfte sehr stark. Es galt, immer wieder Leute zum Schreiben zu animieren, und zu wichtigen Themen griff der Redaktor selber zur Feder; seine «Leitartikel» gaben der Zeitung ein vertieftes Gepräge. Er ermunterte auch talentierte junge Leute zum

Schreiben und Mitwirken in der romanischen Bewegung. Eine zusätzliche Arbeit leistete er im Vorstand der Renania, der reformierten romanischen Sprachvereinigung des Vorder- und Hinterrheintals, die er 1953 bis 1959 präsidierte und die ihn 1967 zum Ehrenmitglied ernannte.

1955 verehelichte sich Cristian Caduff mit Paulina Vonmoos; drei Jahre später wurde der Sohn Giacun geboren. Dank dem Verständnis und der Medienvielseitigkeit seiner Ehefrau erfuhr Cristian vorübergehend eine Erleichterung und Unterstützung seiner vielfältigen nebenberuflichen Tätigkeiten. Aber auf die Dauer setzte ihm sein immenses Engagement zu stark zu. Er erlitt im Jahre 1968 einen schweren Herzinfarkt, der ihn sehr schmerzlich berührte und zu einer frühen Pensionierung von seiner geliebten Rhätischen Bahn, mit 52 Jahren, zwang. Von diesem Schlag

erholte sich Caduff in der Folge langsam mit viel Mut und Zuversicht, dank geregelter Lebensweise und steter angemessener Bewegung im Freien. Er konnte sich noch einmal ausgedehnter Bergwanderungen mit Freunden erfreuen und denselben von seinem reichen heimatkundlichen Wissen weitergeben. Vor allem aber konnte er sich jetzt intensiver seiner Fotographiekunst widmen; als begeisterter Fotograph entwickelte, vergrösserte und kommentierte er seine Bilder selbst. Jetzt konnte er seine Fähigkeiten als Publizist noch vertieft wahrnehmen. Nach dem Wohnsitzwechsel seiner Familie 1981 von Chur nach Castrisch erschienen aus seiner Feder zahlreiche Beiträge in Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern, so insbesondere in der Terra Grischuna und im Calender per mintga gi. Ferner verfasste er mehrere Wanderbücher, die zu einem guten Teil mit eigenen ausgezeichneten Illustra-

tionen ausgestattet waren. Auch als Wanderleiter beschäftigte sich Cristian Caduff in den vorgerückten Jahren; sein Wissen über die sprachlichen, namenkundlichen und geschichtlichen Zusammenhänge waren für die Teilnehmer eine Bereicherung auf Reisen in der näheren Umgebung oder bis im fernen Venedig.

In Castrisch verbrachte Caduff mit seiner Familie den Lebensabend in beschaulicher Weise. Schöne Jahre wechselten mit schwierigen Zeiten mit gesundheitlichen Problemen. Dank der Fürsorge seiner Ehefrau und von Nachbarn konnte Cristian bis zuletzt daheim verweilen. Uns Zeitgenossen bleibt es übrig, dem Verstorbenen zu danken für seinen unermüdlichen Einsatz für die romanische Muttersprache und für seine Verdienste für die Geschichte und Heimatkunde unseres Landes.

Martin Bundi

Pietro Segantini

9. August 1940 – 11. Mai 1995

Die Kälte und das regnerische Wetter in Maloja passten zur Stimmung, die unter den Trauernden herrschte, welche Pietro Segantini auf seinem letzten Gang zum Familiengrab in seinem Heimatort Maloja begleiteten. Die Umstände, die zu seinem Tode führten, waren für alle uneinfühlbar und die Art seines Todes unbegreiflich. Jeder seiner Freunde hatte ihn auf eine besondere Weise gekannt, und wie sein Freund und Pfarrer in seinen Abschiedsworten treffend ausdrückte, ergäbe das zusammengetragene Wissen über ihn, in einem Bild dargestellt, ein spannendes, farbiges, reiches Mosaik von seinem Wesen. Niemand hat wohl Pietros tiefste Gedanken und Gefühle voll kennenzulernen können, und es ist keine leichte Aufgabe, diesen vielseitig begabten, liebenswürdigen,

hilfsbereiten, einsatzfreudigen Menschen zu erfassen, seine Persönlichkeit festzuhalten und seine vielen Interessen zu würdigen. Und doch möchte ich versuchen, einem Freund als Arzt und Menschen gerecht zu werden, auch wenn mein Beitrag nur ein Mosaik mit vielen fehlenden Steinen sein wird.

Pietro Segantini wurde am 9.8.1940 in Pallanza am Lago Maggiore in Italien geboren. Sein Vater Gottardo war, wie der Grossvater Giovanni, Maler. Von ihnen erbte Pietro die grosse Liebe zur Natur und zu seinen Engadiner Bergen und wohl auch die Begeisterungsfähigkeit und das Einfühlungsvermögen in seine Mitmenschen. Die Familie zog einst von Savognin nach Maloja, «zu den höchsten Regionen des Lichtes und des Den-

kens», wie Giovanni schrieb. Die Mutter, welche noch im Engadin lebt, stammt aus einer vornehmen, konservativen westfälischen Familie. Die Kindheit im Elternhaus in Maloja prägte Pietros Liebe und tiefe Verbundenheit mit Maloja und seinen Bewohnern.

Pietro wuchs mit seiner jüngeren Schwester Gioconda im Elternhaus in Maloja auf. Für die Eltern war es klar, dass die Kinder eine humanistische Schulung erhalten sollten. Die Volksschule schien ihnen für einen späteren Übertritt in ein Gymnasium ungeeignet. Sie wurden von Privatlehrerinnen unterrichtet, sehr zum Leidwesen von Pietro, der lieber mit den einheimischen Kindern zur Schule gegangen wäre. Seine Mutter war darauf bedacht, dass er säuberlich fein gekleidet



Übergabe eines Bergeller Granitsteines der UIAA an den Präsidenten des IOC.

war. Pietro aber hätte allzugerne einfache, grobe Wollstrümpfe wie seine Spielkameraden getragen. An Schulausflügen und freien Nachmittagen genoss er die Freiheit und konnte im Spiel einer der ausgelassensten und wildesten sein. Schulfreunde erinnern sich, dass sie ihn öfters etwas bremsen mussten. Seine Kindheit verlief unter diesen Voraussetzungen nicht unbekümmert. Freude und Leid standen nahe beisammen. Er war nicht immer der fröhlich unbeschwerte Knabe, der vor Kraft sprühte und Glück ausstrahlte. Öfters war er kränklich und fühlte sich einsam. Auch in der späteren Jugendzeit blieb er von schwereren Schicksalsschlägen, von Verlusten und Verzicht nicht verschont.

Nach der Volksschulausbildung besuchte er das Jesuitengymnasium Stella Matutina in Feldkirch. Da er dort die eidgenössische Maturität nicht machen konnte, wechselte er in die Kantonsschule Sarnen, die er mit der Matura Typ A abschloss. Nach der Mittelschule erlangte er das Bündner Skilehrerpatent und absolvierte die Rekrutenschule. Er leistete gern Militärdienst. Als Trainoffizier bei den Gebirgstruppen war er mit den Tieren und der Natur eng verbunden, bei den bäu-

erlichen Trainsoldaten fühlte er sich wohl. Als Kutscher hatte er sich ja auch schon Taschengeld verdient. Später wurden seine Kenntnisse in Gebirgskursen sehr geschätzt.

Pietro liebte den Sport. Hier konnte er sich einsetzen und fand Entspannung. Er freute sich, Sportlern als Arzt und Berater helfen zu können. Er selbst war aktiver Eishockeyspieler und übte diesen Sport in der Lokalmannschaft und in Universitätsmannschaften bis in die jüngste Zeit selbst aus. Jedes Jahr organisierte er in Maloja ein Eishockeyturnier zwischen Bündner- und Universitätsmannschaften.

Als echter Engadiner liebte er die Jagd. Die Herausforderung der anspruchsvollen und beschwerlichen Gemsjagd reizte ihn. Zu selten nur waren die freien Wochenenden, die er mit Wildbeobachtungen verbringen konnte. Er suchte nicht nur das Jagderlebnis, sondern auch das gesellige Zusammensein mit seinen Jagd- und Jugendfreunden, die ihn als einen der ihren betrachteten. Unter den Felsen am Fuss der Margna war der Ort, wo er seine Sorgen vergessen und die Ruhe, die er brauchte, aufnehmen und unbeschwert geniessen konnte. Hier durfte er glücklich sein.

Pietro liebte das Volkstümliche und die Volksmusik. Er genoss Feste und war ein nimmermüder Tänzer. Er sang gerne und spielte Schwyzerörgeli. Seine norwegische Frau Ragnhild Pettersöe teilte seine Freude am Sport, der Natur und am Reisen. In der einsamen Gebirgswelt der nordischen Fjorde und Bergtäler erlebte er mit ihr das beglückende Gefühl einsamster Natur, wenn sie auf Wanderungen tagelang keinem ihnen fremden Menschen begegneten. Ihre vier Kinder, Christian 1964, Gianni 1969, Madlaina 1973 und Diana 1975 entwickelten sich zu seiner Freude. Die Familie musste bei seiner vielseitigen Tätigkeit und Rastlosigkeit oft zurückstehen, auf ihn verzichten. Das Zusammenleben mit ihm war nicht leicht. Doch seinen Kindern hat er viel mitgegeben, und sie sind stolz auf ihn. Vor drei Jahren begleiteten ihn seine Frau Ragnhild und seine Kinder Gianni und Diana auf einer Reise nach Kirgisien. Es gelang ihm und seinem Sohn die Erstbesteigung eines unbenannten 5985 Meter hohen Gipfels. Ihre russischen Reisebegleiter gaben später dem Gipfel den offiziellen Namen «Father and Son Peak».

Pietro hat mit der Hilfe seiner Schwester und seiner Gattin die Vermächtnisse seines Grossvaters und Vaters hochgehalten. Er unterstützte das Segantinimuseum in St. Moritz. Am 29. April, zwölf Tage vor seinem Tode, hat er als Präsident der UIAA in diesem Haus den italienischen Alpinisten Walter Bonatti für seine bergsteigerischen Leistungen geehrt und zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt. Er war auch massgeblich beteiligt an der Gründung des Vereins Atelier Segantini in Maloja und an dessen Restaurierung. Als Präsident des Vereins bestimmte er massgebend die erfolgreiche Entwicklung dieser Kunst- und Begegnungsstätte.

So vielseitig sich Pietro Segantini betätigte – oft in Gefahr, seine Kräfte zu verzetteln –, blieb er der enga-

gierte Arzt, erfüllt von seinem Beruf. Das Medizinstudium absolvierte er in Zürich und Genf und bestand 1969 das Staatsexamen. Es entsprach seinem Temperament und seiner Vitalität, dass er sich zum Chirurgen ausbildete. Nach Assistenzjahren in der Klinik Balgrist und im Stadtspital Waid wurde er 1976 als Oberarzt an die Chirurgische Universitätsklinik B in Zürich, 1983 zum Co-Chefarzt und 1986 zum Chefarzt der Chirurgischen Klinik am Schwerpunktspital Uster gewählt. Seit der Aufteilung der Chirurgie in Uster auf zwei Chefärzte leitete er die Notfallstation. Hier konnten sich seine Einsatzfreudigkeit und sein Idealismus voll entfalten. Als Helfer in Notfällen fand er seine Erfüllung und Bestätigung. Jetzt konnte er sich seinem Hauptinteressensgebiet, der Extremitäten- und Unfallchirurgie, widmen. Auf diesen Gebieten fand er schweizerisch und international höchste Anerkennung. Er veröffentlichte gegen 80 Arbeiten, darunter grundlegende Beiträge zur Arthroskopie und zur arthroskopischen Behandlung schwerer Kniegelenksverletzungen. Pietro Segantini liebte die Lehrtätigkeit. Er konnte sich leicht begeistern und seine Begeisterung den Assistenten und Mitarbeitern weitergeben. Sie schätzten die Zusammenarbeit mit ihm. Er war sich nicht zu schade, auch jungen Assistenten zu assistieren. Er blieb immer der Praktiker. Mit seinen Patienten fühlte er sich verbunden und um ihr Wohl besorgt.

Pietro war Mitglied zahlreicher nationaler und internationaler Fachgesellschaften für Chirurgie, Unfall- und Sportmedizin und Berater vieler sportlicher Organisationen. Sein Wissen und seine eigene Erfahrung stellte er gerne zur Verfügung. Alles, was er anpackte, machte er mit Enthusiasmus. Für neue Ideen war er immer aufgeschlossen. Er wäre nicht Pietro Segantini, wenn er sich als Mitglied oder Präsident der Gesellschaften zufrieden gegeben hätte. Er wollte

mehr leisten für die Sportler, welche er vertrat. Die Gefahren des Sports zu vermindern, war ihm ein wichtiges Anliegen. Er zeichnete verantwortlich für zahlreiche Verhaltensvorschriften und Empfehlungen für Skifahrer, Bergsteiger und Eishockeyspieler.

Seit 1978 war er verantwortlicher Arzt für die Fachausbildung der Pistenpatrouilleure beim Schweizerischen Seilbahnenverband. Er war Initiant und Organisator der ersten schweizerischen Tagung über Lawinenunfälle in der Universitätsklinik in Zürich 1976. Seither hat er als Organisator und kompetenter Referent an zahlreichen Symposien über Kälteschäden in Davos und im Ausland mitgewirkt. Er stellte erstmals eine umfassende Diaschau über Kälteschäden und Reanimation von Lawinenopfern zur Instruktion der Rettungsmannschaften zusammen und arbeitete mit an den Richtlinien für die Behandlung der allgemeinen Unterkühlung, verfasst von der Ärztekommision für Rettungswesen.

Seine hohe sprachliche Begabung und sein anerkanntes Fachwissen machten ihn zum begehrten Referenten, geschätzten Diskussionsredner und Leiter von zahlreichen Podiumsgesprächen.

Er war 1981 Mitbegründer und Präsident der Medizinischen Kommission der IUAA (Union International des Associations d'Alpinisme), bis er 1990 zum Weltpräsidenten dieser Gesellschaft gewählt wurde. Mit seinen Ideen prägte er diesen Verband massgeblich und führte ihn zu seiner heutigen Bedeutung. In seiner Präsidialzeit wurde das Sportklettern als olympische Disziplin anerkannt. Er leistete einen wesentlichen Beitrag zur Gründung der International Society for Mountain Medicine. 1994 gehörte er dem Gründungskomitee der Schweizerischen Gesellschaft für Gebirgsmedizin an.

Er war Arzt der Schweizerischen Eishockeynationalmannschaft und betreute sie an Weltmeisterschaften

und Olympischen Spielen. 1983 wurde er Präsident der medizinischen Kommission des Schweizerischen Eiskockeyverbandes. Seit 1990 war er Mitglied der Anti-Doping- und der Regelkommission des Internationalen Eishockeyverbandes. Wichtige Regeländerungen zum Schutz der Spieler, wie u. a. das Gesichtsschutzobligatorium, sind unter seinem Präsidium durchgebracht worden, – Regeln, welche die Verletzungsgefahren vermindern, dem Kampfsport aber seine Attraktivität trotzdem erhalten – Ende 1993 wurde er Vorstandsmitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Sportmedizin und Chefredakteur der Schweizerischen Zeitschrift für Sportmedizin, für deren Reorganisation er sich sofort mit seiner ganzen Dynamik einsetzte.

Pietro war ein verlässlicher Freund. Gerne tat er jemandem etwas zu lieben. Er freute sich, jemanden loben zu können, und er brauchte selbst Anerkennung. Eitelkeit und Überheblichkeit waren ihm fremd, doch er besass den tief verwurzelten südländischen Stolz. Nicht nur Sinn und grosses Interesse für die Kunst wurde ihm vererbt, sondern auch künstlerische Feinfühligkeit und Sensibilität. Jeder, der mit ihm zusammenarbeitete, war von seiner Dynamik und seiner Energie beeindruckt. Seine Kräfte schienen unbegrenzt zu sein. Doch seine innersten Gedanken und Regungen blieben auch für die nächsten Bekannten verschlossen. So gerne er Hilfe leistete, so schwer fiel es ihm, Hilfe anzunehmen.

Hinter seiner Rastlosigkeit und Aktivität verbarg sich wohl auch Unsicherheit, Zweifel an sich selbst. Sie halfen ihm vielleicht, die jahrelangen, schwelenden Probleme im Spital zu ertragen. Konflikte, welche er selbst nicht lösen konnte, zu deren Lösung von den Spitalverantwortlichen kaum etwas beigetragen wurde und mit deren Problematik er auch keine Freunde belasten wollte. Die übereilte Kündigung traf ihn unvorbereitet und führte zu sei-

nem unerwarteten Entschluss, seinem Leben ein Ende zu setzen. «... mein Lebenswerk, ... das Ziel ... das ich mir aufgebaut habe ... ist zerstört ...», schreibt er in seinem Abschiedsbrief an einen Freund. Sein Stolz war durch die Kündigung zutiefst verletzt worden. Er fühlte sich gedemütigt und vermochte sich niemandem zu öffnen. Sein Wirkungsfeld wurde ihm genommen, ohne welches er glaubte, nicht bestehen und leben zu können. Seine wertvollsten Gaben, sein Idealismus und seine Einsatzfreudigkeit waren verkannt worden.

Als qualifizierter und erfahrener Sportarzt hat er in internationalen Gremien viel Sympathien und Anerkennung gewonnen und von diesen

Tätigkeiten und Kontakten viele Anregungen zurück gebracht. Letztlich profitierten davon seine Mitarbeiter, seine Patienten und das Spital. Patienten und Mitarbeiter wussten seine Fähigkeiten zu schätzen.

Pietro, der das Glück und Selbstvertrauen eines Erfolgsmenschen ausstrahlte, der für viele andere Verantwortung zu tragen bereit war, blieb von Zweifeln, Sorgen und Ängsten nicht verschont. Seit seiner Jugend und in seinem Beruf hatte er immer wieder auch selbst erfahren müssen, wie nahe Freud und Leid, Erfolg und Misserfolg, Anerkennung und Neid beieinander liegen. Vielleicht hat er sich zu wenig Zeit genommen, über sein Leben

nachzudenken, zu wenig Ruhe gehabt, sich selbst kennen zu lernen.

Sein Tod erhält einen tieferen Sinn, wenn er zum Nachdenken anregt über ein menschlicheres Zusammenleben mit weniger Vorurteilen, dafür mit mehr Geduld, mehr Einfühlungsvermögen und Verständnis, wenn Personen mehr nach ihren Fähigkeiten, ihrem Einsatzwillen, weniger nach ihrer Konformität beurteilt werden, wenn gegenseitiges Verständnis und Einfühlungsvermögen unser Denken und Urteilen leiten, wenn wir alle uns mehr Zeit nehmen, uns besser zu verstehen.

Peter Braun

Dr. Giachen Giusep Casaulta zum Gedenken

Seit dem 22. August dieses Jahres ruht, was sterblich war an alt Regierungsrat Dr. Giachen Giusep Casaulta, in geweihter Erde auf dem idyllischen Friedhof von Lumbrein. Dort wollte er auf eigenen Wunsch beerdigt werden, in seinem Heimatdorf im geliebten Lugnez, mit dessen Bevölkerung er zeitlebens besonders eng verbunden blieb. Eine grosse Trauergemeinde nahm von ihm an diesem Tag Abschied; der Männerchor Alpina aus Chur und der Talverein Lugnez widmeten ihm die letzten eindrucksvollen Lieder. Der Trauergottesdienst wurde umrahmt von rätoromanischem Volksgesang, der in Text und Ton von Bürgern aus dem Lugnez verfasst und vertont wurde und welcher die traditionelle Totenliturgie zeitgemäß ergänzt und christliche Hoffnung weckt.

Ausbildung und beruflicher Werdegang

Giachen Giusep Casaulta wurde am 19. Oktober 1919 als Sohn eines Landwirtes und Revierförsters in Lumbrein geboren. Dort besuchte

er die Primarschule und nach der Sekundarschulzeit in Vella durfte der begabte Junge ans Gymnasium, das er in den unteren Klassen in Ebikon und in den Jahren 1935–1939 in Disentis absolvierte und mit der humanistischen Maturität abschloss. In der Folge studierte er Jurisprudenz an der Universität Freiburg i. Ue., wo er im Jahre 1946 mit einer Dissertation über das Schweizerische Notpachtrecht mit Erfolg promovierte. Im Jahre 1948 erlangte Giachen Giusep Casaulta das Bündner Anwaltspatent, nachdem er sein Praktikum zuvor im Advokaturbüro des nachmaligen Regierungsrates Dr. Augustin Cahannes dazu benutzt hatte, um sich mit dem Bündner Recht besonders vertraut zu machen. Im Jahre 1951 erfolgte seine Heirat mit Domenica Sonder aus Salouf; der Ehe entsprossen vier Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne.

Die erfolgreiche Laufbahn begann im Jahr 1948 mit der Wahl von Dr. Casaulta als Departementssekretär beim Bau- und Forstdepartement in Chur; eine anspruchsvolle



Chefbeamtenposition, die während 12 Jahren den vollen Einsatz des jungen Juristen abverlangte. In dieser Funktion konnte Dr. Casaulta sich Kenntnisse und Erfahrungen aneignen, die ihm später von grossem Nutzen sein sollten. Zu diesen Zeiten war die Situation des Kantons zumindest aus der Sicht der finanziellen Möglichkeiten noch recht schwierig, wenn auch der wirtschaftliche Aufschwung mit

dem Kraftwerkbau bereits kräftig eingesetzt hatte und für Gemeinden und Kanton erste positive Auswirkungen mit sich brachte. 1960 verliess Giachen G. Casaulta das kantonale Departement und übernahm die Leitung des Sekretariates der Ligia Romontscha. In diese neue Aufgabe wechselte er in einer für die Sprachorganisation sehr schwierigen Zeit, kurz nachdem das Bündner Volk erst in einer zweiten Abstimmung die notwendigen finanziellen Mittel für die sprachfördernde Tätigkeit der Lia bewilligt hatte. In dieser neuen Herausforderung ging es vorerst darum, der Organisation neues Gewicht zu geben, Kontakte zu Behörden und Organisationen auch auf Landesebene zu knüpfen, die Arbeit zu gestalten und zu ordnen und als verlässlicher Botschafter der Romontscha und Integrationsfigur zu wirken.

Früher Einstieg in die Politik

Giachen Giusep Casaulta zeigte schon in jungen Jahren Interesse für die Politik. Kaum hatte er seine Studien abgeschlossen, wählten ihn die Männer des Lugnez an der Landsgemeinde im Jahr 1947 als ihren ersten Grossratsstellvertreter. Vielleicht hatte sein Vater Gion Bistgaun, welcher früher in Lumbrein das Amt des Gemeindepräsidenten versah, seinen Sohn zum Dienst in der Öffentlichkeit ermuntert. In den Jahren 1961 bis 1968 vertrat Dr. Casaulta den Kreis Chur im Grossen Rat, präsidierte dort die Rekurskommission und war engagiertes Mitglied verschiedener bedeutender Kommissionen, wie etwa der Kantonalen Erziehungskommission. Im Frühjahr 1968 wurde Giachen Giusep Casaulta in einer denkwürdigen Wahl in die Regierung gewählt und übernahm zu Beginn des Jahres 1969 die Leitung des Justiz- und Polizeidepartementes, um bereits im Verlaufe des Monates April desselben Jahres als Vorsteher zum Bau- und Forstdepartement zu wechseln. Dieses Departement leite-

te er in der Folge bis zu seinem infolge Amtszeitbeschränkung bedingten Rücktritt aus der Regierung Ende 1978. In den Jahren 1972 und 1977 amtete Giachen Giusep Casaulta als Bündner Regierungspräsident. In seiner Eigenschaft als Departementsvorsteher des Bau- und Forstdepartementes setzte sich Dr. Casaulta im Wissen, dass die Verkehrswege die Schlagadern der Wirtschaft sind, namentlich für die Verbesserung der verkehrsmässigen Erschliessung des Kantons ein. Unter seiner Federführung konnten im Bereich Ausbau der National-, Haupt- und Verbindungsstrassen beachtliche Fortschritte erzielt werden. Damit und durch seinen zähen Einsatz für Wildbach- und Lawinenverbauungen trug er auch massgeblich dazu bei, Siedlungen zu sichern und in entlegenen Talschaften unseres Kantons annehmbare Lebensbedingungen für die dort wohnhafte Bevölkerung zu schaffen. In den nationalen Konferenzen avancierte Regierungsrat Casaulta zum Vorstandsmitglied der Schweiz. Baudirektoren und Präsidenten der Forstdirektoren. Während seiner Amtszeit wurde die Vereinbarung über die Errichtung und den Betrieb der interkantonalen Försterschule in Maienfeld abgeschlossen. Regierungsrat Dr. Casaulta präsidierte die zu diesem Zweck errichtete Stiftung, an welcher immerhin 13 Kantone und das Fürstentum Liechtenstein beteiligt waren, und konnte anlässlich der Einweihung der neuen Försterschule im Jahre 1975 die Früchte seiner Arbeit ernten. Während seiner Regierungszeit erliess das Bündner Volk ein Gesetz über die Beseitigung von ausgedienten Fahrzeugen und von Schrott und stimmte einer Teilrevision des Enteignungsgesetzes zu. Der Große Rat gewährte den nötigen Kredit für die Sanierung des Julierhospizs.

Politiker wissen, dass ihre Tätigkeit nur Bruchstück bleibt. Sie ist Zeichen nur in einer rasch sich wandelnden Welt, Dienst an der

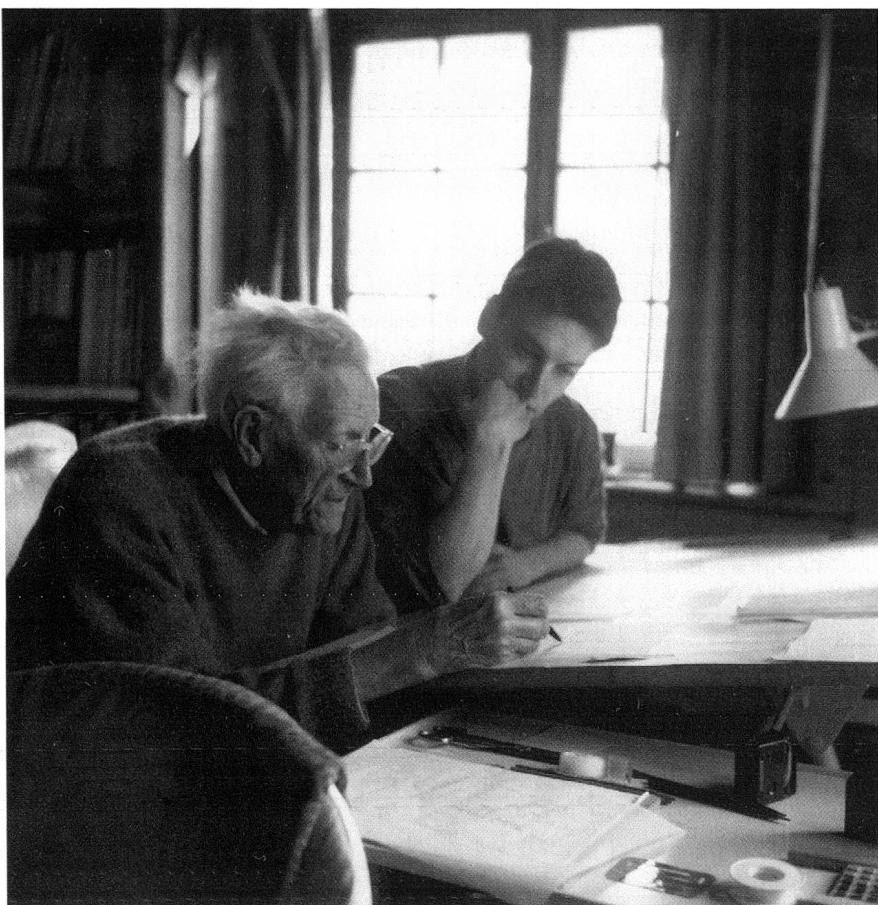
Öffentlichkeit vor allem und viel harte Arbeit für die Gesellschaft; bei weitem nicht immer nur begleitet von Sonnenschein, Applaus, Erfolg und Freude. Zuviel Vertrauen wird nicht selten missbraucht. Mit derart schmerzlichen Erfahrungen war auch Dr. Casaulta gegen Ende seiner Amtszeit konfrontiert; sie kosteten ihm viel Energie, bereiteten ihm viel Kummer und zehrten an seiner Lebenskraft.

Lebensabend im Kreise der Familie

Nach seiner Pensionierung blieb der an harte Arbeit gewohnte Magistrat nicht untätig. Vielmehr vertrat er den Kanton weiterhin als Verwaltungsrat in einigen namhaften Gesellschaften. Im Jahre 1980 eröffnete er zudem in Chur ein eigenes Anwaltsbüro. In der Zwischenzeit hatte er sich auch als Präsident der Katholischen Kirchgemeinde Chur und des Rheinverbandes zur Verfügung gestellt. Mehr Zeit blieb ihm jetzt für seine Gattin und seine Kinder, um all das nachzuholen, was ihm teuer war und während der Regierungstätigkeit oft versagt blieb. In den letzten Jahren wurde es allerdings still um Dr. Casaulta. Seine Gesundheit bereitete ihm und seiner Familie grosse Sorgen. So konnte er nicht mehr in gewünschtem Masse am öffentlichen Leben teilnehmen; seine Sängerkameraden im Männerchor vermissten ihn an den Chorproben; seine Kräfte waren aufgebraucht. Mit Giachen Giusep Casaulta hat uns eine eigenständige Persönlichkeit der Bündner Politik verlassen, deren oberste und wichtigste Zielsetzung der Dienst am Mitmenschen und an der Gesellschaft war. Regierungsrat Casaulta hat sich in Beharrlichkeit für das Gemeinwohl eingesetzt, das Vertrauen des Volkes gerechtfertigt und mit seinem Wirken im Dienst der Öffentlichkeit Wertschätzung und Dankbarkeit über sein Grab hinaus verdient.

Aluis Maissen,
Regierungsrat

Rudolf Olgiati



Rudolf Olgiati und sein (letzter) Praktikant Philippe von Burg, Flims, Frühling 1995
© Foto Dino Simonett

Immer wirft der Tod eines Menschen Fragen auf. Bei einem jungen Menschen fragt man vielleicht nach dem Sinn des frühen Todes. Stirbt jemand mit 85 Jahren, sehen die Fragen anders aus. Jetzt besinnt man sich eher, wie man selbst dem Verstorbenen während seines Lebens begegnet ist, wie und ob man ihn gekannt hat, was man getan, was versäumt hat.

Am 25. September ist Architekt Rudolf Olgiati gestorben. Er hatte gerade seinen 85. Geburtstag in

kleinem Familien- und Freundeskreis gefeiert und war sich seines nahenden Endes wohl bewusst. Wer den alten Mann in den letzten sonnigen Septembertagen noch besucht hatte, an seinem altertümlichen Bett mit der handgewobenen Leinenwäsche gesessen, im vom schräg einfallenden Herbstlicht durchfluteten Kämmerchen seines liebevoll restaurierten Hauses, das ein halbes Jahrhundert sein Reich und seine heile Welt bedeutet hatte, der bekam etwas mit von dem Frieden und der Gnade eines erfüllten

Weges. Dass ein Mensch wie Rudolf Olgiati, Zeit seines Lebens ein kompromissloser Kämpfer und aufbrausender Verfechter seiner Theorien und Erkenntnisse, zuletzt doch noch in Frieden und mit einer gewissen Abgeklärtheit dieses Leben beenden konnte, mag tröstlich stimmen.

Biographische Notizen

Rudolf Olgiati wurde am 7. September 1910 in Chur geboren und wuchs auf im Hause des ehemaligen Hotel Steinbock. Dass dieses spätklassizistische Bauwerk später abgerissen wurde, war ihm ewiger Schmerz. Seine Eltern kamen aus der Lombardei und Frankreich. Der Vater, Oreste Olgiati, Jurist, stammte aus Poschiavo. Er war Stadtpräsident von Chur und Regierungsrat. 1918 starb die Mutter, als Rudolf zehn Jahre alt war, der Vater. Er kam in ein Kinderheim nach Arosa und sieben Jahre zu einer Tante nach Davos. In Chur besuchte er bis zur Maturität die Kantonsschule. Mit 16 Jahren träumte er noch davon, Pfarrer zu werden, mit 17 fesselte ihn ein Buch von Le Corbusier über «Kommende Baukunst». Während seines Architekturstudiums an der ETH in Zürich lernte er den Autor persönlich kennen und wurde zu seinem treuen Anhänger.

1934 zeichnete der Student erste Möbelentwürfe, eine «Büro-Kiste», 1950 entwarf er ein Bettsofa, für das ihm das Museum of Modern Art in New York einen Anerkennungspreis verlieh. Nach dem Studium ging Rudolf Olgiati nach Rom und beschäftigte sich mit mediterraner Bau- und Kunstgeschichte. Mit einem Freund eröffnete er in Zürich ein Architekturbüro, das jedoch kaum Arbeit brachte. So hatte er Zeit, sich um das Haus der Familie

in Flims zu kümmern, das er im Laufe der Jahre zu seinem unverwechselbaren Wohnhaus umgestaltete.

1939 konnte er endlich das erste Haus in Flims bauen, ein einfaches und kostensparendes Objekt in 2 1/2 Monaten, das heute allerdings nicht mehr steht. Zu dieser Zeit begann er auch, Bündner Altertümer zu kaufen, mit der Absicht, diese in seinen Bauten sinngemäß wieder zu verwenden. Während des Krieges leistete Olgati Dienst als Sappeursoldat. Er baute Brücken und sammelte Erfahrungen im Umgang mit Beton.

Aus seiner ersten Ehe mit Anne Lewis (1946) wurde 1947 der Sohn Christopher geboren. 1958 erfolgte die Eheschliessung mit Irene Canova und die Geburt der Kinder Valeorio (1958) und Eva (1961). Seit 1944 wohnte und arbeitete Rudolf Olgati in Flims. 1977 fand an der ETH Zürich eine Ausstellung zu seinem Werk statt, und es erschien ein Werkkatalog. Dieser wurde inzwischen mehrfach neu aufgelegt. 1981 verlieh ihm der Kanton den Bündner Kulturpreis.

War damit der Durchbruch endlich erfolgt? Unabhängig davon belegen Ausstellungen und Bauten in der Schweiz, in Deutschland (Aachen, München, Stuttgart), Italien (Villa Rogowski), Frankreich (Villa an der Côte d'Azur) Rudolf Olgatis reiches Lebenswerk.

Olgatis «optische Sachlichkeit»

Jahrelang hat sich Olgati mit Le Corbusier auseinandergesetzt, mit südlicher und Bündner Bauweise. Aus deren optischem Aufbau, ihren Gesetzmässigkeiten begann er, seinen unverwechselbaren Stil zu entwickeln. Architekturstudenten aus aller Welt haben den Weg nach Flims gefunden, um an Ort und Stelle zu sehen und zu hören. Olgati war kein Redner und kein Schreiber, auch wenn er selbst immer wieder zum Stift gegriffen und seine

Erkenntnisse formuliert hat, zuletzt bezeichnenderweise in einer «Streitschrift», 1994.

Viel ist über ihn geschrieben worden – in diesem kleinen, weissen, quadratischen Band legt er selber in knappen Worten seine Prinzipien dar. Er erklärt den Sinn seiner kubischen Architektur, die kristallinen Formen seiner Bauten, die Aufteilung der Fassade, ihre Bedeutung als schützende Mauerschale, die sockellos und himmelstrebend den Intimbereich des Bewohners umgibt. Dazwischen «hängt», weil unwichtig, möglichst unsichtbar und nie überstehend, das Dach. Man erfährt etwas über die Anordnung der meist quadratischen Fenster, ihre Aufgabe als lichtbündelnde Trichter und über die Wirkung von Farben und Strukturen. Der Sinn von Olgatis viel kopierten und nie erfassten Bögen wird formuliert: Sie haben nichts zu tragen und sind optische Öffnungen. Seine Säulen sind nicht Statussymbol. Auch sie haben keine tragende Funktion, sie zentrieren optisch einen wichtigen Ort. Die Bedeutung des glatten, weissen Kalkverputzes, der über seine optische Wirkung hinaus sauren Regen und Abgase neutralisiert, wird deutlich. Er ist der einzige Farbträger, auf dem lasierende Kaseinfarben ihre volle Wirkung entfalten können. Einfachste Regeln – Glanz löst auf, matte Flächen wirken plastisch, Dunkelflieht und Weiss tritt hervor – werden klar formuliert. Immer wieder erschallt sein Ruf nach unbehandeltem Naturholz und Verzicht auf chemische Kunstfarben.

Unter dem Begriff der «optischen Sachlichkeit» fasst Olgati seine einfachen und einleuchtenden Regeln und Prinzipien zusammen. Sicher hat Le Corbusier sein Werk mit geprägt, dessen Eigenständigkeit und Unverwechselbarkeit bleibt dennoch unbestritten.

Olgati verstand es, alte traditionsreiche Baukultur mit neuen

Materialien zu kombinieren. Nie entstand daraus eine Mischung zur Mittelmässigkeit, nie war es eine Anpassung, nie verlogen. Seine Häuser verleihen der Tradition Zeitlosigkeit. Olgatis Liebe zu Graubünden und sein tiefes Wissen um dessen Geschichte manifestierte sich in seinen Bauten.

Rudolf Olgati: Eigenwillig, wahrhaft, scheu, kämpferisch, unbequem

Er produzierte sich nicht gern, am liebsten blieb er im Hintergrund, und sein persönliches Erscheinen anlässlich der Verleihung des Bündner Kulturpreises 1981 war fast eine Überraschung. Es konnte passieren, dass er kurzfristig eine Verabredung nicht einhielt oder einfach nicht erschien, wenn ihn gerade ein Ärger gepackt hatte. Es wird erzählt, dass er bei einer Einladung an der Haustür des Gastgebers kehrte, als er dessen Vorhänge sah, die ganz und gar nicht seinen Vorstellungen entsprachen. Das mögen Anekdoten sein, sie werfen dennoch ein Licht auf charakteristische Wesenszüge des Verstorbenen.

Olgati machte es sich nicht leicht. Er war ein Künstler und ein Ästhet. Er hasste alles Banale, Brav, Biedere. Er war ein Vollblut-Architekt, der nicht nur in der Konstruktion neuer, moderner Häuser, sondern ebenso in der Restaurierung alter Bauten weit über die Region hinaus ein Meister war. Den Kampf gegen Denkmalpflege und Heimatschutz hat er nie aufgegeben. Er wollte etwas zum Guten verändern. Dabei ging es ihm nicht um seine Person, nicht um persönliche Geltungssucht. Olgati litt ein Leben lang an den unsagbaren Verschändelungen und Zerstörungen seines geliebten Graubünden. Hinter seinem Zorn verbarg sich Verzweiflung. Dafür kämpfte und expo nierte er sich. Das geschah oft unsanft, undiplomatisch und in bis sigen Worten. Damit machte er sich



Haus Dr. Christoffel in Sils i.D.

Foto: Peter de Jong

Feinde, solche, die seine Grösse vielleicht erkannt, sich der Wahrheit seiner Ideen jedoch nicht beugen konnten oder wollten.

Nach Olgiatis Plänen und unter seiner Führung ein Haus zu bauen, war ein unvergessliches Erlebnis. Er hatte den sicheren Blick für alles Schöne und vermochte einem die Augen zu öffnen. Seine Häuser bestechen durch ihre Klarheit und Einfachheit, durch den Dialog mit der Umgebung. Sie sind schlicht und menschenfreundlich, unverwechselbar und nicht austauschbar. Die Klarheit seiner Bauten entspricht der Klarheit seines Denkens. Olgiati legte stets grossen

Wert auf Details. Bestechend waren sein sicherer Geschmack, sein absoluter Schönheitssinn und seine Hingabe an vermeintliche Nebensächlichkeiten. Ein Spot auf leuchtende Seidenstoffe, indigoblau Tücher, einen silbernen Kerzenständer oder eine blank gefegte Stabelle sprechen unauslöschlich seine Sprache. Gemauerte Sitzgruppen, Öfen und Cheminées wurden zu Skulpturen. Der Einbau alter Teile bedeutete nicht historisierende Gemütlichkeit, sondern klare Trennung, Gegenüberstellung und vertieften Bezug zur eigenen Kulturgeschichte.

Seine Spuren hat er unauslöschlich nicht nur in Graubünden hin-

terlassen. Bis ins hohe Alter arbeitete Rudolf Olgiati an weiteren Projekten, die zur Ausführung bereitstehen. In seiner Heimatgemeinde gehören dazu das von Bergbahnen Flims und dem Verkehrsverein geplante Touristikzentrum, das Dorfzentrum der Gemeinde Flims unter Einbezug des gelben Hauses und auf dem Areal des Parkhotels Flims eine luxuriöse Wohnüberbauung sowie das Olgiati-Museum.

Man kann den Menschen und das Werk nicht trennen. Bei Rudolf Olgiati ist das eine nur durch das andere möglich geworden.

Gisela Kuoni